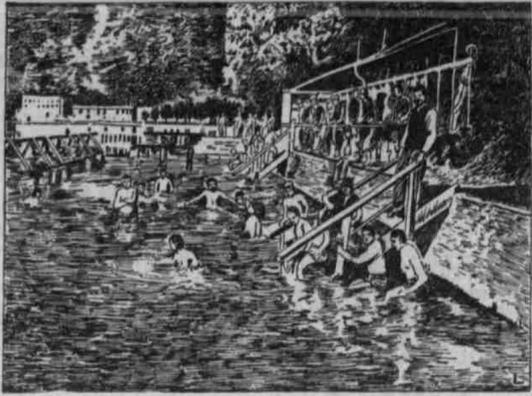


# Eine Flucht aus Montenegro.

Erlebnisse eines Russen bei Beginn des Krieges.

Ein Russe, der seit mehreren Jahren in Montenegro geschäftlich niedergelassen war und der am 17. Januar 1916, als die Oesterreicher immer weiter ins Land vordrangen, fliehen mußte, um nicht mit einem Internierungslager für längere Zeit Bekanntschaft zu machen, erzählt über seine Flucht aus Montenegro folgendes: Bis zur Vernichtung der ser-

150,000 Personen gewesen sein, die im Laufe einer Woche durch Podgoriza gezogen sind, darunter zahlreiche alte Männer und Frauen. Selbstverständlich konnte Montenegro den gewaltigen Zustrom nicht im Lande behalten und mußte ihn nach Albanien ableiten. Die Wirkung des Durchmarsches war dieselbe, wie wenn ein Heuschreckenschwarm über-



Ein Freibad in der Erholungszeit der österreichisch-ungarischen Soldaten in Niva (Warda-See.)

bischen Armeen und zur Eroberung Serbiens ging es uns in Montenegro selbst gut. Die Preise für die täglichen Bedarfsartikel waren wohl gestiegen, aber immer noch erträglich; die Vorräte waren im Lande nicht bedeutend, doch wurden stets neue Waren eingeführt. An Fleisch war kein eigentlicher Mangel und selbst Milch war immer zu haben, wenn auch nicht gerade in vorzüglicher Qualität. Dann kamen die geschickten serbischen Armeen, die sich über die hohen Gebirgskette im Osten Montenegros in Sicherheit gebracht hatten, und soweit sie nicht im unwegsamen Gebirge der Kälte und dem Schnee zum Opfer gefallen waren.



Straßenviadukt an der Bacia bei Bobmelec.

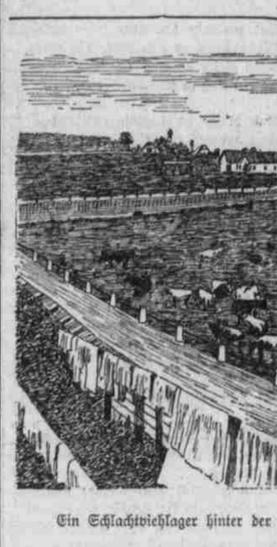
In wild aufgelösten Scharen kamen sie daher, vermischt mit kleineren und größeren Kotten bürgerlicher Flüchtlinge, die aus Angst vor den Bulgaren Haus und Hof verlassen hatten, um mit der zerrütteten Armee nach Montenegro oder nach Albanien zu fliehen. Als die flüchtigen Scharen in ihren zerlumpte Kleider, physisch furchtbar heruntergekommen, nach Montenegro kamen, befand ich mich zufällig in Podgoriza, wo die Ankunft der

die Landschaft geht. Zu allen Preisen wurden die Lebensmittel aufgetauft, sobald nach dem Abzug der Serben die Not an allen Ecken klopfte. Es war überall vollständig ausverkauft, die Läden, die Wirtschaften und selbst die Privatleute, die etwa Vorräte hatten, hatten sie zu enormen Preisen an die Serben verkauft. Unter diesen letzteren waren nämlich auch viele vermögende Leute, die auch auf der Flucht ihr Kapital nutzbar anlegen wollten. So kam es vor, daß Witwen und Waisenkinder — es kann sich ja in Montenegro um nur sehr verschiedene Lokalitäten handeln — von einem Serben zu 600 bis 1000 Kronen im Tage gepachtet wurden mit samt den Vorräten an Wein. Der Serbe verkaufte sodann den Wein an seine Landsleute zu 12 Kronen den Liter und binnen wenigen Tagen hatte er ausverkauft. Nachdem er und der Verpächter so ein gutes Geschäft gemacht hatten, ging die Reise weiter. Als der erste Schwarm der flüchtigen Serben in Podgoriza ankam, kauften sie den Markt in wenigen Minuten auf, so daß nicht der kleinste Gemüßspeck auf dem Plage mehr zu finden war. Schnaps gab es nirgends mehr, die Serben hatten alles aufgekauft. So ist es nicht zu verwundern, wenn von einem Tag auf den andern die Preise der täglichen Bedarfsartikel ins Unermeßliche stiegen, zumal die Behörden keinerlei Schutzmaßnahmen getroffen hatten.

Unterdessen kam die Kunde, daß die Oesterreicher immer näher rücken; schon war der Lomjen in ihren Händen und in Glimarischen rüdten sie gegen Virpazar am Stutarisee. Was am Lomjen gesah, entzieht sich meiner Kenntnis, doch war es dort in den Tagen vor dem Fall auffallend ruhig, und selbst Montenegriener erzählten, daß dort nur noch zum Schein geschossen wurde. Die Übergabe des Lomjen ist eine dunkle Geschichte, über welche die Montenegriener allerlei unbenutzliche Anekdoten erzählen. Am 17. Januar verließ ich Montenegro und, als ich in Planika ankam, waren die Oesterreicher schon in Virpazar am jenseitigen Ufer des Stutarisee. Alles war viel schneller und überraschender gekommen, als man geglaubt hatte. Glücklicherweise sind keine größeren Schiffe auf dem Stutarisee den Oesterreichern zur Verfügung gestan-

ging unser Kraftwagen in die Weiche, sobald wir in eine gefährliche Lage kamen. Wir landeten einen Reiter nach Podgoriza zurück, um ein anderes Automobil zu bestellen, aber ein solches war nicht aufzutreiben, so daß wir uns schließlich mit einem Oxfenwagen begnügen mußten, der über vier Stunden brauchte, um den kurzen Weg nach Planika zurückzulegen, den wir per Kraftwagen in einer halben Stunde hinter uns gehabt hätten. Zwei Stunden hatte unser unpretentiviller Aufenthalt mitten auf schmutziger Straße und in trostlos dunkler Nacht gedauert. In Planika begab ich mich sofort an die Kangardstelle der Schiffe und fand hier wirklich noch ein Schiff, das zwar voll besetzt war von Serben und jenseitigen Flüchtlingen. Ich drückte mich mit meinem Handteller in die Menge und konnte mitfahren. Aber das war ein Fahren! Wind und Wetter ausgegessener, stehend in der kalten Winterluft, ohne mich bewegen zu können, so ging es über den See Stutari entgegen, wo wir alle todmüde anlangten, da die Aufregung der letzten Tage in uns nachwirkte und wir zudem in der vergangenen Nacht keine Gelegenheit hatten, irgendwas auszurufen. Endlich um 7 Uhr morgens traf unser vollgepumptes Schiff in Stutari ein. Unterdessen hatte man vernommen, daß die Oesterreicher nicht über Virpazar hinausgegangen waren, so daß wir uns in Stutari einen Tag der Ruhe gönnen konnten. Hier traf ich auch das diplomatische Korps, das zu gleicher Zeit wie ich aus Montenegro geflohen war; es waren der englische, italienische, französische und russische Gesandte mit ihrem Personal und ihrer Dienerschaft; das diplomatische Korps hatte bis zum 16. Januar angenommen, daß zwischen Montenegro und Oesterreich-Ungarn

Ein Friede zustande kommen werde, der ihnen gestattet würde, auf ihrem Plage zu bleiben, aber das Blätchen hatte sich gewendet, und so mußte auch das diplomatische Korps aufbrechen, und zwar wie ich, mitten in der Nacht.



Ein Schlachtviehlagar hinter der Front an den Ufern des Monzo.

Stunden, bis er die Ausschiffung bewilligen konnte. Nach zwölfstündiger Hejstag gelangte ich endlich gegen Ende Januar über Schiasso in die Schweiz.

für die wärmeren Tage bilden werden. In San Giovanni di Meda stand das Schiff, ein italienischer Personendampfer, namens „Citta di Bari“, bereits zur Aufnahme der noch anstehenden Flüchtlinge und des diplomatischen Korps bereit; aber es war schon bereit, daß man kaum einsteigen zu können glaubte. In normalen Zeiten ist das Schiff für etwa 200 Passagiere eingerichtet, damals aber standen dicht gedrängt neben einander auf dem Deck und in den sonstigen Räumlichkeiten an die 2000 Personen, die volle 20 Stunden lang während der ganzen Überfahrt nicht nur stehen mußten, sondern auch nichts zu essen und zu trinken bekommen konnten. Es waren furchtbare Stunden der Drangsal. Kaum hatte das Schiff vom Lande abgehoben, als von weitem ein österreichischer Aeroplan sichtbar wurde, der sich unheimlich schnell dem Schiff näherte und daselbe turzberhand mit fünf Bomben belegen wollte, die allerdings glücklicherweise ins Meer fielen und weiter keinen Schaden anrichteten. Man kann sich kaum in Gedanken das furchtbare Unglück ausdenken, das entständen wäre, wenn eine Bombe das Schiff getroffen hätte, denn nur die wenigsten Passagiere hätten sich retten können, darunter die italienische Besatzung, die mit Schwimmgürteln ausgerüstet war, während Frauen und Kinder keine Befehle bekamen.

Endlich erreichten wir das offene Meer und von sechs italienischen Torpedojägern begleitet, durchfuhrte unser Schiff langsamer als sonst, die Finten des Adriatischen Meeres, um 20 Stunden später in Bari zu landen. Wir waren völlig erschöpft und trotzdem wurde unsere Hoffnung zu nichts; denn der Hafensartzt brauchte volle acht



Wängel des englischen Flugwesens. Lord Curzon hat unlängst im englischen Oberhause die Zusammenfassung des neuen Luftgesetzes mitgeteilt, dessen Präsident er ist. Bei der Debatte über das Luftschiffgesetz führte Lord Montagu einen interessanten Brief an, den er von einem jungen Fliegeroffizier erhalten hatte. In diesem Brief heißt es:

Ein Fliegergeschwader verließ am Samstag ... (der Ort wird nicht genannt) und zwar bestand es bei der Abfahrt aus 12 Flugmaschinen. Zurzeit sind von diesen 12 Flugmaschinen nur noch drei unbeschädigt. Der Flug sollte bei sehr gutem Wetter nach Dover gehen. Bei der ersten Maschine explodierte ein Zylinder, der sich beim Aufstieg bereits warm gelassen hatte, aber es gelang dem Flieger, sich bis nach Shoreham mit den anderen Zylindern durchzukämpfen. Eine andere Maschine hatte eine Motorstörung, mußte umkehren und unterwegs landen. Auch die dritte Maschine hatte Motorstörung, ging auf ungünstigem Gelände nieder und wurde schwer beschädigt. Die vierte Maschine kam in einen Sturm und wurde gleichfalls schwer mitgenommen. Bei drei anderen Maschinen brach der Motor, so zwei von ihnen sind vollständig brauchbar geworden. Die achte Maschine kam ohne weitere Störung in Dover an, aber bei ihrer Landung flog sie in Stücke, und ihr Führer, einer unserer besten Piloten, wurde schwer verletzt; er ist jetzt im Hospital. Vier von diesen Maschinen verließen Dover, um am nächsten Tage über den Kanal zu fliegen. Drei erreichten das Hauptquartier ohne Mißgeschick, die vierte Maschine verunfallte sich noch im Schuppen in einen Trimmerhaufen. 12 Maschinen flogen also auf, vier kamen an, und nur drei sind noch gangbar. Vielleicht wird man bei den Besuchen nun einsehen, daß das, was jeder Subalternbeamte weiß, richtig ist, nämlich, daß die Motoren nicht auf sind.

## Unsere „Ausländer“.

Interessante Biffen von einer Reihe amerikanischer Staaten. In Zeiten, in denen so ungemein viel von sogenanntem Amerikanismus und von „Bindestrichern“ die Rede ist, haben nachstehende Zahlen trotz ihres trodenen Charakters besonders großes Interesse. Sie sind größtenteils einer Zusammenstellung der „Nationalen Geographischen Gesellschaft“ entnommen, welche zu den letzten gehört, die in den Verdacht kommen könnten, Fremdgeborene, oder die Nachkommen solcher, in der Handhabung der Biffen zu begünstigen, — es müßten denn britische Bindestrichler sein.

Es ist wohl ziemlich bekannt geworden, daß die fremdgeborene Bevölkerung der Ver. Staaten, zusammen mit den Söhnen und Töchtern, von deren Eltern mindestens das eine im Ausland geboren ist — ganz ungetreut die dritte und die vierte Generation rückwärts — mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung dieses großen Landes ausmacht. Aber bezüglich der einzelnen Staaten ist das Verhältnis vielfach noch weit auffallender, und die betreffenden Tatsachen sind noch lange nicht so bekannt, wie sie es verdienen, und dürften zum Teil noch recht überraschend für viele sein.

Wer etwa geglaubt hatte, in den Neuengland-Staaten das „echte Amerikanertum“ noch besonders stark zu finden, hat sich bezüglich einiger derselben graulich getäuscht! In Massachusetts, dem klassischen alten Yankee-Staate, ist das ausländische Element — durch Geburt oder durch Ehen — gut doppelt so stark, wie das ungenüßliche Eingeborene. Schon im Jahre 1901 umfaßte das erstere 2,221,000 Köpfe, das letztere dagegen nur 1,103,000; und seither hat sich unzweifelhaft das Verhältnis noch weiter nach der ausländischen Seite verschoben. Und ebenso steht es im Staate Rhode Island, wo auf 159,821 „reinhäutige“ Eingeborene 372,671 von ausländischer Geburt oder Herkunft, in den zwei jüngsten Generationen kommen. In Connecticut ist das Verhältnis 395,000 zu 708,000. Für den großen ausländischen Zugang ist, hier und anderswo vielfach auch, vor allem die moderne Industrie verantwortlich, welche auch die nachherige Zusammensetzung der verschiedenartigen Elemente und ihre Absorbierung in den Volkkörper wirksamer besorgt, als irgend eine künstliche Maßnahme. Ja man würde fast vermuten, auch auf sie das Wort in Lissler Valentins „Hobel-Bied“ anzuwenden: „Das Schicksal steht den Hobel an und hobelt alles gleich.“

Im Staate New York finden wir eine rein eingeborene Bevölkerung von 3,230,000, dagegen eine ausländische oder gemischte von 5,715,000. In New Jersey ist das erstere Element 1,010,000 Köpfe stark, das letztere 1,435,000.

Illinois zeigt 2,600,000 Eingeborene und 2,924,000 Ausländer im obigen Sinne; Michigan beziehungsweise 1,224,000 und 1,500,000. Minnesota hat 1,483,000 Fremdgeborene und Kinder derselben gegen nur 575,000 rein Eingeborene. In Montana ist das Verhältnis 199,000 zu 162,000, in Wyoming ungefähr ebenso. Washington hat 390,000 mehr „Fremde“, als Eingeborene, während in Kalifornien das Verhältnis zwischen beiden Elementen ziemlich genau gleich ist, — wie lange?

Jetzt man nur die männliche Bevölkerung von 21 Jahren und darüber in Betracht, so zeigen die ganzen Ver. Staaten 41.3 Prozent Ganz- oder Gemischt-Fremde, und 48.9 Prozent weisse Rein-Eingeborene, während die Neger 9.1 Prozent stellen. In vielen einzelnen Staaten aber ist das diesbezügliche Verhältnis ein viel auffallenderes! So gehören in Nord-Dakota 79.9 Prozent der erwachsenen Männer zu der „Fremden“-Klasse, in Minnesota 78 Prozent, in Wisconsin 77.7 Prozent! Dagegen beträgt in Missouri dieses ernachene „Ausländer“-Anteil nur 29.7 Prozent, in Kansas 30.8, in Utah 48.8, in Oregon 40.4 Prozent. In Nebraska, Washington und Kalifornien kommt es auf etwas mehr als die Hälfte, in Süd-Dakota auf 61, in Montana auf 57 Prozent.

Das sind etliche der bemerkenswertesten Staaten-Biffen für die Bevölkerung im allgemeinen und die männlichen Erwachsenen. Man darf gespannt sein, wie sich im Gefolge des großen Krieges diese Verhältnisse weiter gestalten werden.

Die kürzlich verstorbene Frau Anna Louise Cary in New York verfügte testamentarisch, daß für die Erhaltung ihres Hundes „Cynthia“ \$250 ausgelegt werden mögen. Der Tierzuchtgesellschaft vermachte die Erblasserin \$500. Der Rest des \$24,000 betragenden Nachlasses geht an die Verwandten.

Frau E. B. Wiltsch, die Frau eines unweit Millville, S. D., ansässigen Farmers, wurde von einer Klapperschlange gebissen, als sie Holz von einem Holzstoße holte und dabei das Reptil mit ergriff. Welche ärztliche Hilfe rettete ihr Leben.

Transport eines französischen schweren Geschüzes auf einem Hochponton.



Das besonders für diesen Zweck erbaute Ponton wurde von einem Schleppdampfer langsam zur Landungsstelle gezogen. Die Sandbänke dienen zum Verteilen des Druckes auf die Eistenbede des Hochpontons. Das Geschütz selbst war mit schweren Treifen am Pontongerüst verankert. Das kleine Ponton gestattete schnelles Landen.

## Unterseeinen mit „Obren“.

Der Weltkrieg hat Beispiele genug dafür geliefert, daß ein Tauchboot oder selbst ein größeres Kriegsschiff sich in einen Hafen, auch wenn derselbe durch Minen geschützt ist, in der Nacht oder in einem dichten Nebel einschleichen und Unheil stiften kann. Um solches zu verhindern, hat ein amerikanischer Erfinder, Edward F. Chandler, eine Einrichtung hergestellt, welche er selber in der „Popular Science Monthly“ beschreibt. Er will, kurz gesagt, die Unterseeinen „hörend“ machen und die Schallwirkung in Lichtwirkung umsetzen.

Nach seinem System sind die Minen in Gruppen von je vier geordnet. Jede Gruppe bildet eine Feldarbeit und ist nummeriert. Auf jeder Mine aber ist ein Mikrophon angebracht. Dieses „hört“ das Summen eines Tauchbootes unter allen Umständen, und zwar um so stärker, je näher es demselben ist. Die Mikrophone jedes Feldes sind durch elektrische Drähte mit einem leuchtenden Anknüpfungsgarapparat verbunden. Jedem Quadrat von Minen im Felde entspricht ein ebenso nummeriertes am elektrischen Schaltapparat, wo jedes Feld seine Lampe hat. Alle Felder sind untereinander gegenwärtig elektrische Verbindung.

Kommt nun ein feindliches Schiff durch ein Minenfeld, so nehmen die nächsten Mikrophone die Schallschwingungen seiner Propeller auf, was sofort zur Folge hat, daß die betreffenden Lampen am Schaltapparat aufleuchten. Ein Offizier der Verteidigung heftet sein Auge auf

diesem; ein Feld nach dem anderen glüht vor ihm auf; und der Offizier weiß schließlich ganz genau, in welcher Richtung sich das feindliche Boot bewegt. Nunmehr heißt es handeln. Der Offizier drückt auf einen elektrischen Knopf, — und Meilen entfernt schießt eine Säule Wasser in die Luft empor. Ein nicht gesehener



Ein gemittelt. Etat in einem felsen. Unterhande in den Vogejen.

Feind ist plötzlich vernichtet worden, und 20 oder mehr tapfere Matrosen haben ihren Tod von der Hand eines Mannes gefunden, der wahrscheinlich keinen von ihnen jemals gesehen hat. Nur alles hüßlich „sacklich“ ...

So nimmt sich die Geschichte wenigstens auf dem Druckpapier aus.



Die auf dem Latwen eroberten serbischen und montenegrischen Geschütze im Arsenal von Cetinje.

Serben bereits gemeldet war, und hatte hier Gelegenheit, das weitgehend bedeutungsvolle Ereignis des serbischen Rückzuges mitanzusehen, allerdings ein furchtbares Drama, das tief zu Herzen ging. Es mögen etwa

den, da auf dem See gewöhnlich nur Segelschiffe mit Benzinmotoren verkehren. Ungefähr ging allerdings die Automobilfahrt von Podgoriza nach Planika nicht vor sich, denn unterwegs



Italienische Frauen tragen Geschütze in die Feuerstellungen auf den Alpenkammern.